

Madame de Sévigné – Der Stil, das ist der Mensch selbst

Gerhard Danzer

- 2.1 Biografisches – 16**
- 2.2 Die Briefe der Madame de Sévigné – 18**
- 2.3 Der Stil – das ist der Mensch selbst – 23**
- Literatur – 27**



■ **Abb. 2.1** Marie de Sévigné (*1626; †1696)
Gemälde von Claude Lefèvre um 1665, Musée Carnavalet).
(Mit freundl. Genehmigung von Wikimedia Commons)

Prolog

1753 hielt der französische Naturforscher Georges Louis Buffon (1707–1788) anlässlich seiner Aufnahme in die Académie Française eine Rede, die noch Jahrzehnte später nachgedruckt und zitiert wurde, und die er mit »Discours sur le style« (Abhandlung über den Stil) betitelt hatte. Darin stellte er die Merkmale eines stilvollen Textes oder Gesprächs derart markant heraus, dass seine Ausführungen lange Zeit als Klassiker der Stiltheorie galten; nicht wenige französische Schüler und Studenten ahmten noch im 20. Jahrhundert diese Rede nach und bedienten sich ihrer Argumentation, wenn sie mündliche oder schriftliche Leistungen vollbringen sollten.

Im Zusammenhang mit seiner Rede prägte Buffon ein Bonmot, das in der Überschrift unseres Essays auftaucht: »Le style c'est l'homme même« (»der Stil, das ist der Mensch selbst«). Dieser Satz lässt sich mühelos auf Madame de Sévigné (■ Abb. 2.1) und ihre Briefe anwenden, die nicht nur wegen ihres In-

halts, sondern vor allem auch aufgrund ihrer stilistischen Eleganz seit Langem die Leser in ihren Bann schlagen.

2.1 Biografisches

Madame de Sévigné wurde 1626 als Marie de Rabutin-Chantal in Paris geboren. Ihr Vater entstammte einer verarmten Burgunder Adelsfamilie; ihre Mutter hingegen brachte als Tochter einer wohlhabenden Bankiersfamilie eine erkleckliche Mitgift in die Ehe ein. Die kleine Marie verlor schon mit anderthalb Jahren ihren Vater, der bei einer kriegerischen Auseinandersetzung ums Leben kam; mit sieben Jahren wurde sie nach dem Tod der Mutter Vollwaise. Obwohl sie ihren Erzeuger nur vom Hörensagen kannte, sprach Marie von ihm in höchsten Tönen und rühmte seine Tapferkeit und Vitalität, die sie von ihm geerbt hätte.

Nach dem Tod der Mutter kümmerte sich zunächst die fromme Großmutter Jeanne de Chantal um das Wohl des Mädchens. Madame de Chantal war eine resolute Frau, die zusammen mit François de Sales den Salesianer-Orden gegründet und geistliche Briefe verfasst hat; beides trug dazu bei, dass sie im 18. Jahrhundert heiliggesprochen wurde. Zum Glück für Marie blieb sie nicht allzu lange bei dieser Großmutter, die eine Nonne aus ihr machen wollte. Bald kam sie ins Haus der Familie Coulanges, der Großeltern mütterlicherseits, die ihr eine vorzügliche weltliche Erziehung angedeihen ließen. Sie wurde in Singen, Tanzen und Reiten unterrichtet; daneben lernte sie Lateinisch, Spanisch und Italienisch und erhielt eine weitläufige literarische Bildung.

Mit achtzehn Jahren verließ Marie die Familie Coulanges. Versehen mit der stattlichen Summe von 300.000 Francs heiratete sie 1644 den aus alter bretonischer Familie stammenden Marquis Henri de Sévigné, einen verführerischen, aber gleichwohl unsteten Mann, der sich als streitsüchtig, verschwenderisch und der Welt der Kurtisanen zugewandt herausstellte. Die Ehe stand unter einem Motto, das Madame de Sévigné formuliert hatte: »Monsieur de Sévigné schätzt mich, ohne mich zu lieben, und ich liebe ihn, ohne ihn zu schätzen« (de Sévigné 1966, S. 14).

1646 wurde die Tochter Françoise-Marguerite und 1648 der Sohn Charles geboren. Diese Familienkonstellation war nur von kurzer Dauer; drei Jahre nach der Geburt von Charles wurde Henri de Sévigné in einem Duell getötet, das ihm wegen einer seiner Geliebten aufgezwungen worden war. Madame de Sévigné reagierte auf den Tod ihres Mannes erleichtert und mit dem aufschlussreichen Satz: »Das Wort Witwe hat das Wort Freiheit im Gefolge!« (Zimmermann u. Böhm 1999, S. 188)

Obwohl sie als gut aussehende, gebildete und trotz der Schulden ihres Gatten immer noch vermögende Frau in den kommenden Jahren mehrfach ernsthaft umworben wurde, hat Madame de Sévigné nicht mehr geheiratet. Selbst so attraktiven Männern wie dem steinreichen Finanzminister Nicolas Fouquet, der es nicht gewohnt war, dass man ihm widerstand, gab Madame einen Korb. Trotzdem gelang es ihr, mit ihren abgewiesenen Verehrern tragfähige Freundschaften zu knüpfen. Den Beginn ihrer Witwenschaft bezeichnete sie übrigens als ihren zweiten Geburtstag; dementsprechend zurückhaltend blieb sie allen beengenden Beziehungen gegenüber und genoss ihre Unabhängigkeit.

Ab den 50er-Jahren bewohnte die Marquise abwechselnd ihr Stadthaus in Paris und das bretonische Schloss Les Rochers in der Nähe von Vitré. Wann immer sie in Paris weilte, war sie gerngesehener Gast in den damals in Mode gekommenen Salons, so im Hôtel de Rambouillet, wo sich die Literatinnen Madeleine de Scudéry und Marie de Lafayette trafen. Des Weiteren lernte sie Jean de La Fontaine, François de La Rochefoucauld und Molière kennen, mit denen sie enge Kontakte verbanden. Mademoiselle de Scudéry hat in ihrem Roman *Clélie* (1656) die Marquise von Sévigné in der Person der Prinzessin Clarinte geschildert. Darin charakterisierte sie ihre Freundin vorteilhaft, ohne allzu sehr zu übertreiben:

» Etwas über mittelgroß, blond, mit blühend frischer Haut (die sie wie auch gesunde weiße Zähne bis ins hohe Alter bewahrt hat), rote Lippen, blaue, lebhafte Augen, ist sie so anziehend, natürlich und bezaubernd, dass man sie nicht anschauen kann, ohne sie zu lieben, und zu all diesen Vorzügen kommt noch eine weiche, melodische Stimme (de Sévigné 1966, S. 13).

Eine noch intimere Beziehung als zu Mademoiselle de Scudéry ergab sich zu dem häufig kränkelnden Paar Marie de Lafayette und François de La Rochefoucauld, über das de Sévigné spöttisch schrieb: »Frau von La Fayette ist noch immer leidend, und Herr von La Rochefoucauld, steif von Gicht, lahmt noch immer; unsere Gespräche sind oft so traurig, als könnten wir uns nur noch begraben lassen« (Zimmermann u. Böhm 1999, S. 189).

Doch nicht selten ergaben sich in den Salons auch muntere Gespräche, in denen Madame de Sévigné als geistreiche Unterhalterin im Mittelpunkt stand.

Eine von vielen Zeitgenossen hervorgehobene Tugend Madame de Sévignés war ihre Fähigkeit, Freundschaften zu knüpfen. Diese Tugend zeigte sie nicht nur in unbeschwerten Zeiten; auch wenn ihre Freunde in Not gerieten, stand sie unverrückbar an ihrer Seite. Eindrücklich hat dies Nicolas Fouquet erfahren, nachdem er 1661 bei Ludwig XIV. in Ungnade gefallen war und seinen legendären Reichtum gegen eine Haftstrafe in der Bastille eintauschen musste. De Sévigné war neben La Fontaine eine der wenigen, die ihn selbst dann noch schätzten, als er in der Gunst des Hofes tief gefallen war.

Ende der 60er-Jahre bahnte sich eine Entwicklung an, die für Madame de Sévigné zu einer großen Herausforderung wurde: Der Herzog François de Grignan warb um ihre Tochter Françoise-Marguerite und heiratete sie. Da der Herzog wenig später zum königlichen Statthalter in der Provence ernannt wurde und mit seiner Gattin nach Aix übersiedelte, verlor Madame de Sévigné, die ihre Tochter beinahe abgöttisch liebte, ihr wichtigstes emotionales Gegenüber.

Der persönliche Verlust für Madame war ein kultureller Gewinn für die Nachgeborenen. Denn in ihrer Not griff sie zur Feder und begann an ihre Tochter Briefe zu schreiben, in denen sie viele jener Mitteilungen, Plaudereien, Belehrungen und Reflexionen unterbrachte, die ansonsten in ihren Gesprächen mit Françoise-Marguerite eine Rolle gespielt hatten. Aus den ersten Briefen erwuchs nach und nach eine Korrespondenz mit weit über 1500 Episteln, die teilweise kopiert und weitergereicht wurden und als eindruckliche Dokumente nicht nur einer intimen Mutter-Tochter-Beziehung, sondern auch der Kultur jener Epoche gelten.

Neben ihrer Tochter Françoise-Marguerite de Grignan gesellten sich im Laufe der Jahre weitere Briefpartner, so ein Cousin von Madame de Sévigné, der Literat Roger Bussy-Rabutin, und ihr Onkel Christophe de Coulanges, der für sie wegen seiner Umsicht und Güte immer nur der »Liebe-Gute« hieß. Vor allem Bussy-Rabutin, ein scharfzüngiger Libertin, der selber gerne Briefe schrieb und seine Memoiren veröffentlicht hatte, erhielt Texte von seiner Cousine Marie, die viel mehr wie Abhandlungen zur Lebenskunst denn wie bloße briefliche Mitteilungen wirken:

- » Meine Art zu leben ist Euch vertraut. Man verbringt das Leben mit fünf oder sechs Freundinnen, deren Gesellschaft Vergnügen bereitet – und mit Tausend Pflichtgeschäften; und das ist nicht gerade wenig. Aber was mich bekümmert: Die Tage fliegen dahin, ohne dass man irgendetwas tut, und unser Leben besteht aus ebensolchen Tagen, und man altert, und man stirbt. Ich finde das äußerst dumm. Ich finde das Leben einfach zu kurz. Kaum liegt die Jugend hinter uns, beginnt schon das Alter. Ich wünschte, jemand garantierte uns Hundert Lebensjahre – der Rest könnte im Ungewissen bleiben (Zimmermann u. Böhm 1999, S. 189).

Die Beziehung zu ihrem Sohn Charles gestaltete Madame de Sévigné weniger intim als zu ihrer Tochter. Eher schrieb sie den anderen über ihn, als dass sie ihm persönlich Briefe zukommen ließ. Die Details, welche sie dabei mitteilte, betrafen durchaus auch delicate Themen; so kommentierte sie süffisant das einigermaßen polyvalente Liebesleben von Charles (soweit sie davon Kenntnis hatte) mit samt den dabei bei ihm zutage tretenden sexuellen Funktionsstörungen. An ihre Tochter Madame de Grignan berichtete sie:

- » Mein Sohn hatte eine günstige Gelegenheit gefunden und dennoch – soll ich wagen, es auszusprechen? *Sein Dingsda blieb stumm*. Das war eine merkwürdige Angelegenheit; die junge Dame hatte sich noch niemals in einer solchen Situation befunden. Der verstörte Kavalier machte sich in höchster Verwirrung davon. Und was Euch erheitern wird: Er hatte ein unbändiges Bedürfnis, mir sein Miss-

geschick zu erzählen. Ich sagte ihm, ich sei entzückt darüber, dass er gerade dort bestraft worden sei, wo er gesündigt hatte (ebd., S. 194; Hervorh. im Orig.).

Neben ihrer umfangreichen Korrespondenz fand Madame de Sévigné genügend Zeit, sich um die Lektüre von zeitgenössischen Schriftstellern zu kümmern. Sie liebte vor allem die Fabeln La Fontaines, die Komödien Molières sowie die Prosatexte von Madame de Lafayette. Darüber hinaus las sie gerne Autoren aus dem 16. Jahrhundert wie Tasso, Ariost und Rabelais, bisweilen Texte von Pascal und immer wieder Montaigne, dessen lebendigen und unprätentiösen Stil sie über alle Maßen schätzte. Sowohl für ihre Lektüre als auch für die Abfassung ihrer Briefe zog sie sich immer wieder auf ihr bretonisches Schloss zurück. Als man sie fragte, wie es denn möglich sei, winters in den Wäldern (also fern von Paris und dem höfischen Treiben) zu leben, meinte sie lediglich:

- » Ich tue, was mir gefällt. Und wenn niemand da ist, geht es uns noch besser, denn dann lesen wir und empfinden dabei ein Vergnügen, das wir jedem anderen vorziehen (ebd.).

Wie sehr sie allerdings auf nahestehende Menschen angewiesen war, wurde in den letzten Jahren ihres Lebens deutlich. Madame de Sévigné vereinsamte, nachdem La Rochefoucauld, Madame de Lafayette, La Fontaine und Bussy-Rabutin gestorben waren. Der Lebensmut der »grande épistolière« (»großen Briefschreiberin«) wurde weniger, und 1696 starb sie nach kurzer und schwerer Krankheit im Alter von siebzig Jahren auf dem Anwesen ihrer Tochter, der Grignans, in der Nähe von Aix.

2.2 Die Briefe der Madame de Sévigné

Nach dem Tode der Marquise geriet ihr Briefwechsel in die Hände ihrer Tochter und später in diejenigen ihrer Enkelin Pauline de Simiane. Es kam zu Streichungen und zur Vernichtung einzelner Briefe. Gleichzeitig waren mehrere Versionen von Abschriften im Umlauf, so dass man bald den Überblick verlor, was Original und was Fälschung

war. 1744 und 1754 ließ die Enkelin Pauline aus dem Nachlass ihrer Großmutter vier Bände mit etwa 600 Briefen edieren, wobei sie die Texte im Sinne ihrer (Paulines) jansenistisch streng-bigotten Frömmigkeit moralisch und sprachlich auswählte und »reinigte«.

Spätere Ausgaben der Briefe wurden dadurch angereichert, dass Madame de Sévigné inzwischen als bedeutende Briefschreiberin berühmt geworden war und man nun in Familienarchiven recherchierte. Dabei stieß man nicht nur auf bisher unbekannte Briefe, sondern immer wieder auch auf Abschriften, welche den Originaltexten besser entsprachen als die von Enkelin Pauline überarbeiteten Versionen. Diese Korrespondenz wurde schließlich in vierzehn stattlichen Bänden als einigermaßen authentischer Briefwechsel der Madame de Sévigné (Paris 1862–66) herausgegeben. Wenige Jahre darauf erfolgte die erste deutsche Übersetzung.

In ihren Episteln schilderte Madame de Sévigné nicht nur private Kalamitäten und persönliche Befindlichkeiten, sondern ebenso das, was sich in Paris und Versailles an politischen und gesellschaftlichen Prozessen ereignete oder wovon sie als Echo der großen Politik in den Salons Kenntnis erhalten hatte. Hierbei durfte sie zunehmend davon ausgehen, dass ihre Briefe herumgezeigt, vorgelesen, kommentiert und häufig sogar abgeschrieben wurden.

Nach und nach entwickelte de Sévigné ihre Korrespondenz zu einer regelrecht literarischen Gattung, deren Form und Stil sie verfeinerte, ohne jedoch an eine von ihr verantwortete Publikation zu denken. Allerdings hat sie bei aller stilistischen Ausarbeitung niemals fingierte Briefe verfasst, um ihre Ansichten zu bestimmten Themen schriftlich zu fixieren; vielmehr waren diese immer an reale Briefpartner gerichtet.

Sich brieflich mitzuteilen und die dabei geäußerten Meinungen in elegante Formen zu kleiden, ist ein Phänomen, das bereits in der Antike (in der Regel bei Männern) auftauchte – man denke an die philosophischen Lehrbriefe Epikurs, die Klage-Episteln des ans Schwarze Meer verbannten Ovid oder die kunstvollen Briefe von Cicero, Horaz und Seneca.

Im 17. Jahrhundert nutzten nun zunehmend ebenso Frauen die Möglichkeit, sich brieflich auszu-

drücken und ihre Episteln bisweilen zu literarisieren. Neben Madame de Sévigné sind beispielsweise Ninon de Lenclos und Prinzessin Liselotte von der Pfalz erwähnenswert, die sich wie unsere Autorin auch eines sehr persönlichen und lebendigen Stils befleißigten. Ihre Briefsammlungen wurden publiziert und entwickelten über den privaten Bereich hinaus eine nachhaltige kulturelle Wirkung.

Auf diese ersten weiblichen Literatinnen unter den Briefschreibern beriefen sich im 18. Jahrhundert unter anderem Luise Victorie Gottsched, Meta Klopstock, Sophie La Roche, Karoline Flachsland (Herders Gattin), Caroline Schlegel-Schelling, Bettina von Arnim und Rahel Varnhagen. Für sie wurden Briefe zu einer exquisiten Chance, sich schriftstellerisch zu betätigen. Damit bereiteten sie einer weiblichen Literatur den Boden, die im 19. und vor allem 20. Jahrhundert reiche Früchte trug. Virginia Woolf hat in ihrem Essay »Madame de Sévigné« (1942) auf manche dieser Vorläuferinnen hingewiesen und dabei die Französin besonders hervorgehoben:

- » Sie hatte ein waches Gespür für die Torheit, das Laster, den Dünkel. Sie war die geborene Kritikerin und als Kritikerin, deren Urteilsvermögen angeboren war, ganz ohne Zaudern. Sie setzte ihre Anschauungen immer in Bezug zu einem Maßstab – daher die Treffsicherheit, die Tiefe und der Sinn für Komik, welche diese impulsiven Aussagen so erhellend machen (Woolf 1997, S. 53).

Um ein solches Urteilsvermögen zu entwickeln und öffentlich an den Tag zu legen, braucht es neben Courage und freiheitlich-emanzipierter Gesinnung eine gehörige Portion unkonventioneller Denkungsart. Bei Madame de Sévigné stoßen wir in den Briefen wiederholt auf Passagen, die verdeutlichen, wie überraschend jenseits des Mainstreams ihre Verfasserin dachte, fühlte und urteilte. So empfahl sie ihrer Tochter eine Art und Weise der Daseinsgestaltung und Selbstverwirklichung, wie sie im 17. Jahrhundert durchaus noch nicht weit verbreitet war:

- » Ihr seid eine hübsche Frau, weil Ihr nicht schwanger seid, aber Ihr stellt zu diesem Zustand Überlegungen an, die mich in Angst und Schrecken versetzen. Ihr meint, es sei ebenso

gut, schwanger zu sein: Das ist ein Witz. Wirklich eine wunderbare Überlegung. Bedenkt immer, meine Liebe, dass das bedeutet, Euch völlig zu zerstören, Eure Gesundheit wie Euer Leben (Zimmermann u. Böhm 1999, S. 193).

wohl sein kann, verhindert aber, ihn zu genießen; es erweckt die schönsten Hoffnungen der Welt und zieht deren Erfüllung lange hinaus. Können Sie es raten? Geben sie auf? Es ist Rheumatismus (ebd., S. 145).

Ebenso ungewöhnlich wie ihr Ratschlag an die Tochter, möglichst wenige Kinder in die Welt zu setzen, wirken oftmals ihre Bemerkungen über Verwandte und Bekannte. In einem ihrer Briefe an die Tochter berichtet de Sévigné über ihren Sohn Charles, der sich (wie zuvor schon sein Vater) mit Ninon de Lenclos eingelassen hatte. Lapidar urteilt sie über diese Mesalliance: »Ihr Bruder stellt sich unter die Gesetze der Ninon; ich bezweifle sehr, dass sie ihm heilsam sein werden. Es gibt Gemüter, denen sie nichts taugen, seinen Vater haben sie verdorben« (de Sévigné 1966, S. 53).

Direkt neben solche private Mitteilungen fügte Madame de Sévigné in ihre Episteln oftmals Überlegungen ein, die von Nachdenklichkeit und existenzieller Betroffenheit zeugen. Mehrfach kommt sie auf die großen Schwierigkeiten zu sprechen, mit denen Menschen in ihrem Dasein zu kämpfen haben, ohne dass sie wirklich gelöst werden könnten:

» Ich finde immer noch gewisse Dinge im Leben sehr schlecht eingerichtet: Große Steinblöcke liegen auf dem Weg und sind zu schwer, um weggerückt zu werden. Es bleibt nichts anderes übrig, als mühselig darüber zu klettern. Der Vergleich stimmt (de Sévigné 1966, S. 77).

Wie sehr Madame de Sévigné nicht nur über andere, sondern auch über sich selbst in distanzierter und manchmal sogar sarkastischer Manier zu schreiben verstand, wird an Passagen deutlich, in denen sie ihre eigenen Malaisen, Beschwerden oder Krankheiten schildert. 1676 war sie heftig an Rheuma erkrankt; doch statt darüber zu klagen, erfindet sie für ihre Tochter ein kleines Ratespiel, in das sie kundig wie ein Arzt die meisten ihrer Symptome einfließen lässt:

» Erraten Sie, was das ist, meine liebe Tochter: Es ist am schnellsten da und geht am langsamsten fort; es führt dicht an die Genesung heran und reißt sie wieder am weitesten weg; es bewirkt einen Zustand, in dem einem sehr

Wann hat man je schon Gelegenheit, derartige Krankendossiers zu lesen? Doch die Marquise findet exquisite Worte nicht nur für ihren Schmerz; einige Wochen später scheinen die Beschwerden gelindert, und auch nun kleidet sie ihren Zustand in eine außergewöhnliche Sprache: »Es ist«, so schreibt sie jetzt, »als schlösse man einen neuen Mietvertrag mit dem Leben und der Gesundheit.«

Manche Textstellen aus dem Briefwechsel der Madame de Sévigné sind derart dicht und gehaltvoll, dass man sie jederzeit als Aphorismen in entsprechende Sammlungen aufnehmen dürfte. Dabei machten sich ihre Bewunderung der Montaigneschen *Essais* ebenso wie ihre vielfältigen Kontakte mit La Rochefoucauld bemerkbar, die aus ihr hinsichtlich ihres Stils beinahe eine Moralistin haben werden lassen. So lesen wir in ihren Briefen, dass »der Zufall uns die Feder führt«; wir leben und bewegen uns »wie Blinde – nicht wissend, wohin wir gehen, halten Schlechtes für Gut und Gutes für schlecht, und schweben in völliger Ungewissheit«; wir sind mit der »Zerbrechlichkeit der Welt« konfrontiert, und den meisten von uns »fehlen nur noch wenige Laster, um vollkommen zu sein«.

Unkonventionell und für die damalige Zeit ziemlich emanzipiert wirken auch jene Passagen im Briefwechsel der Madame de Sévigné, in denen sie auf Erziehungsfragen, speziell auf das Thema einer religiösen Erziehung, einging. Mit ihrer Tochter unterhielt sie diesbezüglich einen regen Austausch, der vor allem die Enkelin Pauline und deren Entwicklung zum Inhalt hatte. Nachdem Pauline für kurze Zeit in einem Kloster untergebracht und von ihrer Mutter bald wieder zurückgeholt worden war, entlockte dies Madame de Sévigné folgenden Kommentar:

» Ich bin überrascht, dass sie in diesem Kloster nicht dumm und albern geworden ist. Meine Tochter, Ihr habt gut daran getan, sie wieder zu Euch zu nehmen! Behaltet sie ... Glaubte nicht, dass ein Kloster die Erziehung verbessern kann, weder was die Religion betrifft, von

der unsere Schwestern kaum etwas verstehen, noch was die anderen Dinge betrifft. Das könnt Ihr in Grignan viel besser tun, wenn Ihr die Zeit dazu habt (Desaive 2012, S. 299).

Statt klösterlicher Exerzitien empfahl Madame de Sévigné ihrer Tochter, Pauline durch persönliche Zuwendung sowie durch ein reichhaltiges und nicht zensuriertes Bildungsangebot zu erziehen. In manchen Briefen ging die Marquise detailliert auf einzelne Autoren und ihre Werke ein und stellte Überlegungen an, in welchem Lebensalter und zu welchen Situationen die jeweiligen Bücher passend erscheinen. Generell jedoch meinte Madame de Sévigné: »Was Pauline betrifft, diesen Bücherwurm, so ist mir lieber, sie liest schlechte Bücher, als dass sie gar nicht lesen will.«

Ähnlich moralinfrei wie ihre Enkelin betrachtete die Marquise auch sich selbst. Sie schätzte sich realistisch als Persönlichkeit mit Ecken und Kanten ein und meinte launig, dies liege wohl an ihrem jugendlichen Alter: »Könnte ich 200 Jahre alt werden, so würde ich die vortrefflichste Person der Welt.« Nicht selten mündeten die Beobachtungen ihrer Mitmenschen in ein Nachdenken über ihr eigenes Dasein und ihr künftiges Sterben ein – und nicht wenige dieser Überlegungen muten regelrecht existenzialistisch und modern an:

- » Ihr fragt mich, mein liebes Kind, ob ich das Leben noch immer so sehr liebe. Ich gestehe Euch, dass es mir zwar quälende Kümernisse bereitet, aber der Tod stößt mich noch mehr ab. Da ich allem durch ihn ein Ende setzen muss, empfinde ich mich als so unglücklich, dass ich am liebsten alles rückgängig machen möchte, wenn ich nur könnte. Ich bin ohne meine Zustimmung in das Leben geworfen worden; irgendwie muss ich wieder herauskommen, das macht mir zu schaffen (Zimmermann u. Böhm 1999, S. 191).

Selbst so ernste Themen wie der Tod werden in den Briefen der Madame de Sévigné in eine heitere bis oftmals auch spaßige Sprache gegossen, die auf Überlegenheit und Distanz im Hinblick auf diese letzte und extremste Limitierung des Menschen hin angelegt ist. Als etwa die Trauer ihrer Tochter über den Tod eines ihrer Freunde, des jungen Comte de

Guiche, Überhand zu nehmen drohte, kommentierte sie dies kurz und bündig: »Man denkt hier nicht mehr daran, dass ein Guiche auf der Welt gewesen; wie sollten wir fertig werden, wenn wir uns in jeden Fall so vertiefen wollten.«

Doch nicht nur ihrer Tochter verbat sie übermäßige Traueraffekte. Als einer ihrer engsten Freunde, der Moralist La Rochefoucauld, 1680 im Alter von nur 67 Jahren starb, war Madame de Sévigné wahrscheinlich ähnlich erschüttert wie dessen Gefährtin Madame de Lafayette. Doch anstatt ihren Emotionen direkten Ausdruck zu verleihen, schrieb sie drei Tage nach dem Ableben von La Rochefoucauld an ihre Tochter ziemlich selbstbeherrscht, mit einem halben Jokus ihre Trauer und den Schmerz konterkarierend:

- » Es ist endlich Mittwoch, Herr von La Rochefoucauld ist immer noch tot, Herr von Marsillac noch immer so traurig, dass er sich einschließt, als wolle er das Haus nie mehr verlassen. Die zarte Gesundheit Frau von La Fayette kann einem solchen Schmerz nicht standhalten, sie hat Fieber, und ich glaube, es wird nicht in der Macht der Zeit liegen, das Heimweh, das dieser Verlust hinterlässt, je zu stillen (de Sévigné 1966, S. 244).

Ganz generell schien Madame de Sévigné allen Krankheiten, Schwächen, Verlusten und dem Tod mit einer überraschend souveränen und bisweilen ungebührlich abgeklärten und emotionskargen Einstellung begegnet zu sein. In demselben Plauderton, mit dem sie ihren Briefpartnern über Salongespräche, Dinner-Einladungen und die neuesten Affären am Königshaus Bericht erstattete, konnte sie über die heikelsten Krankheits- und Todesangelegenheiten erzählen:

- » Sollten Sie Bedürfnis nach einem Trauerfall haben, kann ich einen bieten. Herr von Montmoron (immerhin ein Cousin von Madame de Sévigné, Anm. d. Verf.) ist vor vier Tagen bei sich zu Hause, innerhalb von sechs Stunden, an einem Schlaganfall gestorben. Da tritt eine edle Seele vor Gott. Doch es ist ja nicht an uns, zu richten. Ich habe die Prinzessin gesehen, die von Ihnen sprach, meinen Kummer versteht, Sie liebt, mich liebt und täglich zehn Tassen Tee trinkt (de Sévigné 1966, S. 286).

Marcel Proust, der vom lebendigen Schreibstil Madame de Sévigné wie viele andere seiner Schriftstellerkollegen angetan war, hatte völlig Recht, als er feststellte, dass in ihren Briefen nicht das Kausalitätsprinzip dominierte. Vielmehr sei in ihren Texten eine assoziative Form der Komposition und Zusammenstellung unterschiedlichster Einfälle, Ideen und Erinnerungen zu registrieren, die sie keineswegs logisch ordnete, sondern beinahe dem Zufallsprinzip gemäß nebeneinander stellte. Beim Leser entsteht so zwar ein unmittelbarer Eindruck von der Wesens- und Denkungsart der Verfasserin – allerdings oft genug auch ein gehöriges Maß an Irritation, wenn es Madame wieder einmal beliebte, den Tod eines Angehörigen mit den eigentümlichen Teegewohnheiten einer Prinzessin zu kombinieren.

Derartige Konjunktionen wirkten in ihrer emotionalen Abgebrühtheit jedoch noch harmlos im Vergleich mit den Urteilen Madame de Sévigné, die sie hinsichtlich der Aufstände der bretonischen Bauern gegen die Steuerpolitik Ludwig XIV. quasi wie nebenbei fällt. 1685 hatte der König das Toleranzedikt von Nantes wieder aufgehoben, was in Frankreich und speziell auch in der Bretagne zu erheblichen Aggressionen den Hugenotten gegenüber führte.

Als der König dann noch eine Stempelpapiersteuer durchsetzte und Privilegien von Ständeparlamenten (etwa diejenigen in Rennes in der Bretagne) abschaffte, kam es zu Revolten der bretonischen Bauern, die mit ungeheurer Härte und Brutalität von Seiten der Monarchie beantwortet wurden: Vierteilen, Rädern und Hängen von Rädelsführern und solchen, die man dafür hielt; Brandschatzen und Zerstörung von Siedlungen, in denen man Revoltierende vermutete; Vertreiben von Kindern, Frauen und Greisen – das Repertoire der königlichen Grausamkeiten gegenüber den bretonischen Aufständischen und ihren Angehörigen erwies sich als beinahe unerschöpflich.

Und wie reagierte Madame de Sévigné auf derlei Widerwärtiges? Der Literaturkritiker Charles-Augustin Sainte-Beuve (1804–1869), der in seinen *Literarischen Porträts* auch die »grande épistolière« bedacht hat und sie ob ihrer stilistischen Meisterleistungen bewunderte, war über Inhalt und Tonfall jener Passagen in der Korrespondenz von

Madame de Sévigné zutiefst erschüttert, in denen sie über die Strafaktionen der königlichen Truppen urteilte:

» Man erwartete von ihr eine brennende scharfe Entrüstung, besonders würde man Zeilen wie folgende gern aus ihren Briefen auslöschen: »Die Aufständischen von Rennes sind schon lange geflüchtet, so werden denn die Guten für die Bösen abzahlen müssen, aber ich finde alles vortrefflich, solange die viertausend Mann, die unter Herrn von Forbin und Herrn von Vins in Rennes stehen, mich nicht hindern, in meinen Wäldern, den wundervoll hohen und schönen, spazieren zu gehen.« Und an anderer Stelle: »Man hat sechzig Bürger gefangengenommen, morgen beginnt man sie zu hängen. Diese Provinz ist ein schönes Beispiel für die anderen ... Wir sind nicht mehr so rädernd – einer nur in acht Tagen, um die Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten: Die Hängerei scheint mir jetzt eine Erfrischung (Sainte-Beuve 1827¹, 1949, S. 139 f.).

Es fiel Sainte-Beuve sichtlich schwer, solche Zeilen in das Gesamtbild de Sévigné zu integrieren, von dem er überzeugt war, dass er es prinzipiell als gelungenes Modell einer Frau zu malen gedachte, die mit ihren Briefen im 17. Jahrhundert erfolgreich den Anschluss an die Literaten Frankreichs gefunden hatte und mit ihren Episteln zum stilistischen Vorbild für viele französische Dichter geworden war.

Doch was hat ein noch so eleganter Stil zu bedeuten, wenn damit Gedanken und Urteile zum Ausdruck gebracht werden, deren Gefühlskälte einen frösteln macht? Und wie sind derartig karge und emotional dürftige Passagen mit anderen Beschreibungen vereinbar, in denen Madame de Sévigné allem Anschein nach ein übergroßes Maß an subtilen Gefühlen entwickelte und dieselben der von ihr so sehr verehrten Natur unterlegte? Als beispielsweise ihr Sohn Charles aufgrund von Geldsorgen einen alten Baumbestand fällen und verkaufen ließ und Madame de Sévigné den nunmehr kahlen Ort das erste Mal erlebt, überkommen sie im Namen der geschundenen Natur merkliche Empfindungen von Ach und Weh:

- » Alle diese betrübten Dyraden, die ich gestern sah, alle diese alten Waldgeister, die nicht mehr wissen, wohin sie sich zurück ziehen können, alle diese altehrwürdigen Raben, die seit zwei hundert Jahren im Grausen dieser Wälder wohnen, diese Eulen, die in dieser Finsternis mit ihren unheilbringenden Schreien das Unglück der Menschen ankündigten, all das trug mir gestern seine Klage vor und rührte mir ans Herz. Und weiß man denn, ob nicht einige dieser alten Eichen gesprochen haben? (Bürger 1996, S. 32)

Nochmals auf andere Weise befremdlich und irritierend wirkt es, wenn Madame de Sévigné ihrer Tochter eins zu eins von einem ihrer Träume Bericht erstattet, in dem auf sehr konkrete und erotische Art Françoise-Marguerite die Hauptrolle spielt und beinahe zur Geliebten der Träumerin wird:

- » Das ist der rechte Tag, um Ihnen meinen Traum zu erzählen. Sie müssen wissen, Liebste, dass gegen acht Uhr morgens, nachdem ich die Nacht über ohne Ordnung und Maß an Sie gedacht hatte, mir schien, viel stärker als gewöhnlich, dass wir beieinander wären, und dass Sie so weich, so reizend und so schmeichelnd mit mir wären, dass ich darüber ganz außer mir war vor Zärtlichkeit (ebd., S. 27).

2.3 Der Stil – das ist der Mensch selbst

Wenn Buffon mit seiner eingangs zitierten Hypothese über den Stil als Widerspiegelung der individuellen Gangart und Wesensbeschaffenheit eines Menschen Recht hatte, müssen sich einige der erwähnten Irritationen und Fragen im Hinblick auf Madame de Sévigné auflösen und beantworten lassen, sobald es gelingt, ihren Stil zu begreifen und in Worte zu fassen.

Was aber ist Stil? Meist versteht man darunter die Ausdrucksform eines Menschen, die zwar vielfältig und wandelbar ist, sich jedoch beim einzelnen Individuum oft als Konstante und das je Eigene erweist, welches die bunte Vielfalt der Lebensäußerungen zur Gesamtheit zusammenfügt. Damit

kann in der Regel vom Stil tatsächlich auf die zugrundeliegende Persönlichkeit geschlossen werden.

Wer Stil (bewusst) entwickeln will, muss über ein gerüttelt Maß an Geistigkeit verfügen – Stil sei, meinte Arthur Schopenhauer, die Physiognomie des Geistes. Damit wird verständlich, warum nur Menschen und nicht oder kaum auch Tiere stilvoll sein können: Im Tierreich gibt es geistige Lebewesen nur in Ansätzen, und daher sind etwa andere Primaten allenfalls in der Lage, Stil nachzuahmen, nicht aber zu kreieren.

Nur der Mensch hat Stil, wobei ihm diese Wesenseigentümlichkeit nicht durch die Geburt oder einen Gnadenakt zukommt; er muss sie sich zäh erobern. So verwies Buffon darauf, dass Stil nur entsteht, wenn man Ordnung und Bewegung in die eigenen Gedanken und Empfindungen bringt – egal, ob es sich dabei um gesprochene und geschriebene Ideen oder andere Formen des (künstlerischen) Ausdrucks handelt (Lepenies 2007).

Der Stil, so Buffon, ermögliche es Rednern, Dichtern und Künstlern, auf die Seele zu wirken und das Herz des Publikums zu rühren, indem sie den Verstand ansprechen. Der beste Inhalt verpuffe nutzlos, wenn nicht ein gediegener, zugewandter, ernsthafter oder auch gefälliger Stil ihn trägt. Erst die Wahl der Worte und Zeichen sowie der Ton einer Rede bringen die Schönheit und Wahrhaftigkeit eines Gedankens zum Ausdruck und verleihen ihm Bedeutsamkeit und Dauer.

Im Stil schließlich teilt sich nicht nur ein bestimmter Inhalt, sondern vor allem die Persönlichkeit des Urhebers mit. Unterschiedliche Themen erfordern zwar verschiedene Stilmittel; entscheidend ist aber letztlich der Autor, Künstler oder Sprecher, welcher dem literarischen, rhetorischen oder künstlerischen Werk seinen unvergleichbaren Stempel aufdrückt.

In einer kleinen Abhandlung über »Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil« (1789) hat sich auch Goethe zum Thema Stil geäußert (Goethe 1981). Darin plädiert er für eine Stufung des Ausdrucksverhaltens: Wer die Natur genau erfasse und nachbuchstabiere, drücke die ihr innewohnende Wahrheit aus, ohne dass sich dabei der Forscher oder Künstler bemerkbar mache. Erst die Manier und mehr noch der Stil verraten unverkennbar Handschrift und Sprache ihres Verfassers, wobei es

höchste Meisterschaft bedeutet, wenn der geronnene und fixierte Stil immer wieder neu an der lebendigen Natur abgeglichen wird.

Auf eine ähnliche Dynamik hob Friedrich Schiller in seinen Briefen »Über die ästhetische Erziehung des Menschen« (1795) ab (Schiller 1795¹, 1993, S. 1136 ff.). Der Dichter unterschied beim Menschen einen sinnlichen Stofftrieb von einem geistigen Formtrieb. Der Erstere zielt auf das stets veränderliche Leben, wohingegen der Letztere das Unveränderliche und Absolute ins Visier nehme. Wenn Individuen bei sich einen verbindenden Ausgleich zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, Materie und Geist, Leben und Form zuwege bringen, entstehen Schönheit und Ästhetik, ein spielerisches Dasein sowie – im günstigen Falle – Stil.

Doch wie verhindert man, dass aus Manier bloßer Manierismus und aus Stil lediglich faule Kompromisse zwischen Sinnlichkeit und Vernunft sowie gespreizter Narzissmus erwachsen? Eine indirekte Antwort darauf hat schon der junge Gottfried Ephraim Lessing gegeben, als er noch Schüler in der Fürstenschule Sankt Afra in Meißen war und in einem Brief aus dem Jahr 1743 an seine Schwester meinte:

- » Geliebte Schwester! Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muss also denken, entweder Du kannst nicht schreiben oder Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann nicht einsehen, wie dieses beisammen stehen kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden zu können und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön (Gauger 1988, S. 14 f.).

Diese Empfehlung, zu schreiben, wie man spricht, kann als Aufforderung zum Authentischsein und zur Vitalität der eigenen Person verstanden werden. Wenn Stil nicht Fassade, Maskerade oder Schauspiel sein soll, ist es wesentlich, als Redner, Künstler, Dichter oder Schriftsteller primär bei sich selbst Echtheit, Wahrhaftigkeit, Geradlinigkeit und Schlichtheit zu entwickeln oder zumindest anzustreben und dieses eigene Wesen und seine Individualität als gewichtigsten Stilmoment ins intellektuelle oder künstlerische Geschehen einfließen zu lassen.

Auch Friedrich Nietzsche, selbst ein Stilist höchsten Grades, hat sich in vielen Aphorismen zur Thematik der Stilentwicklung geäußert. Er plädierte dafür, dem ganzen Leben Stil zu geben und damit die eigenen Gedanken und Emotionen ebenso wie Einstellungen und Handlungen zu verfeinern. Gut nannte er jenen Stil, der einen inneren Zustand effektiv mitteilt und sich bei der Auswahl von Zeichen, Symbolen und Gebärden nicht vergreift. Im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Stil und Urheber vertrat er eine Lessingsche Position:

- » Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selber, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit denen eine Reihe von Worten gesprochen werden; kurz die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter dieser Musik, die Person hinter dieser Leidenschaft: alles das, was nicht (direkt) geschrieben werden kann (Nietzsche 1882¹, 1988, S. 89).

Fasst man die eben angeführten Gedanken über den Stil zusammen und bezieht sie auf das Brief-Oeuvre und die Persönlichkeit de Sévignés, wird man zugeben müssen, dass sie zu jener Gruppe von Autoren zählt, die ihren Stil überwiegend der Lebendigkeit ihres Wesens und einer großen kommunikativen Kompetenz zu verdanken haben. Zu dieser Einschätzung gelangte jedenfalls Voltaire, der bei der Ausarbeitung seines Werkes über *Das Zeitalter Ludwig XIV.* (1751¹, 1922) gerne auf die vielen Details zurückgriff, die in den Episteln der Marquise über das Frankreich im 17. Jahrhundert zu finden sind, um seinen Text plastisch werden zu lassen. Gleichzeitig betonte er jedoch, dass ihm mehr noch als der Inhalt ihrer Briefe deren Stil imponiere; mit ihrer ungebremsten Lebendigkeit sei sie zu einem Modell für Generationen französischer Schriftsteller geworden.

Die Marquise war eine Frau, die in ihren schriftlichen Ausdruck viele Seiten ihres Charakters beinahe ungefiltert einfließen ließ, so dass der Schweizer Kulturhistoriker Jacob Burckhardt in seinem Vortrag über »Die Briefe der Madame de Sévigné« (1887) anerkennend schrieb, in ihnen seien sachlich-historische, ästhetisch-stilistische und persönliche Aspekte aufs Schönste in Einklang gebracht:

Europa, deine Frauen

Beiträge zu einer weiblichen Kulturgeschichte

Danzer, G.

2015, XIII, 354 S. 24 Abb., Hardcover

ISBN: 978-3-662-44231-9